

Sonntags-Blatt



Gratisbeilage für unsere Abonnenten.

Schriftleitung, Druck und Verlag der Kgl. Bayer. Hofbuchdruckerei von Gebrüder Reichel in Augsburg.

Durch!

Von Elsa Stüzer.

(Nachdruck verboten.)

Großer Jammer herrschte im Hause, als Lydia am Abend vor der Beisetzung des Amtsrates in dem heimatischen Hause anlangte. Wortlos umarmte sie die Mutter und Jse. Tiefbewegt, mit strömenden Tränen stand sie im Sarge des geliebten Vaters, der von ihnen gegangen, ehe sie ein liebes Wort, einen letzten Abschiedswort erhalten.

Als die Beisetzung des Herrn Amtsrats Tegenheim vorüber, saß die trauernde Witwe mit ihren beiden Töchtern im großen Wohnzimmer. Jse, der Liebling des Vaters, saß mit bleichem Gesicht am Fenster. Ihr Blick war trübselig und mühsam beherrschte sie sich, um nicht wieder von neuem Tränen auszubrechen. Der Mutter gegenüber mußte sie Tränen etwas Einhalt tun, um nicht Tränen unter dem Verlust des Gatten zusammenzubrechen. Lydia war die Gefassteste. Leise sprach sie tröstende Worte zu der klagenden Frau. Wie anders hatte sich die junge Malerin die Heimkehr vorgestellt. Nun kam sie in ein Trauerhaus, das alle Freude verdrängte, das ihre geliebte Kunst den Hintergrund drängte.

Lydia blieb den Rest ihrer Ferien in Freiburg. Als diese zu Ende, riet sie der Mutter, sie mit der Schwester nach Berlin zu begeben und sich dort einige Zeit aufzuhalten, damit sie leichter über die schreckliche Zeit, die des Vaters Tod herbeigeführt, hinwegkämen. Herr Tegenheim erklärte sich damit einverstanden. Jse schwankte.

Sie bangte davor, in Berlin Förstner zu begegnen. Seine Verlobung hatte sie ruhig und still hingenommen. Lydia schien Jses Weigerungsgrund zu ahnen und ließ beiläufig durchblicken, daß Förstner augenblicklich verreist und wohl erst im Spätherbst nach Berlin zurückkehre. Nun war auch Jse gesonnen, die Berliner Reise anzutreten. Sie sehnte sich aus dem Hause der Trauer und des Leides. In der letzten Zeit war so viel auf ihr junges Gemüt eingestürmt, daß ihr eine andere Umgebung willkommen war.

Wenige Tage darauf befand sich die Damen Tegenheim in Berlin.

Lydia ging täglich ins Atelier und wohnte gewissenhaft dem Unterricht Professor Degenhardts bei. Für die Mutter hatte Lydia in ihrer Pension ein Zimmer gemietet, während Jse nun das zweite weiße Bett aus des Verwandten Nachlaß benutzte. Ein wehmütiges Gefühl besahlich Lydia. Als sie mit dem Vater hier gewesen und sich die Einrichtung gewünscht, hatte sie nicht gedacht, daß Mutter und Jses erster Aufenthalt in Berlin durch des Vaters Tod herbeigeführt würde. Sie war die Älteste und durfte sich nicht nutzloser Trauer hingeben, dies würde auch der Vater nicht billigen. Sie mußte nun doppelt auf dem Posten stehen.

Die Pension der Mutter war nicht sehr groß. Das Haus mußte neu restauriert werden, was der Verstorbene in diesem Jahre vornehmen wollte; nun mußte man es zum nächsten Frühjahr verschieben.

„Ist es nun gut, daß ich Malerin geworden?“ dachte Lydia. „Ein Beruf, der nur wenigen wirkliche Erfolge brachte.“



Kardinal Dr. Franz von Bettinger, Erzbischof von München-Freising, †.

Wiederum erfasste sie neue Mutlosigkeit; wenn sie jedoch an die Worte ihres Lehrers dachte, wich alle Zaghaftigkeit. Durch mußte sie und würde sie kommen. Mit diesem festen Willen brachte sich Lydia über die schwere Trauerzeit hinweg. —

Ilse Tegeheim saß im Atelier der Schwester. Die Mutter machte bei einer früheren Bekannten einen Besuch. Lydias Bild war in der letzten Zeit riesig fortgeschritten, in kurzem würde es vollendet sein. Das Mariandel saß auf seinem Stühlchen und Lydia arbeitete emsig an ihrer Staffelei.

Ilse blickte auf das Werk der Schwester. Eine unverhohlene Freude, ein Staunen, was sie hier wahrnahm, erwachte in Ilse. Sie hatte einen tiefen Einblick in das Leben der Schwester gewonnen. Der Wunsch, ebenfalls etwas leisten zu können, befeuerte das junge Geschöpf; sie möchte irgendeinen Beruf haben, dem sie sich mit Liebe und Freude hingeben könnte. Dabei würde sie vergessen, was ihr der Mann getan, den sie so heiß, so tief geliebt.

„Ilse, willst du nicht etwas an die frische Luft? Es wird dir gut tun. Vor halb Sechs höre ich nicht auf, bis dahin launst du längst zurück sein.“

Ilse zögerte einen Moment, dann lockte sie der klare Herbsttag aus dumpfer Stube.

Sie setzte den weichen schwarzen Strohhut auf, nahm Handschuhe und Täschchen, nickte der Schwester und dem Kinde freundlich zu und verließ das Atelier, das sich in der Nähe des Luisenufers befand.

Die weiche Herbstluft erfrischte Ilse. Leichtfüßig schritt sie dem Tiergarten zu, am neuen See ließ sie sich auf eine Bank nieder. Ihr Blick ruhte auf den unzähligen Goldfischen, die sich lustig tummelten.

Am unteren Ende des Sees fuhr ein junges Paar in schaukelndem Rahn. Sonst war es hier still, hie und da kamen einige Fußgänger.

Mancher Blick haftete wohlgefällig auf dem hübschen jungen Mädchen in der tiefen Trauerkleidung.

Plötzlich ging ein elegant gekleideter Herr langsam an Ilse vorüber. Forschend ruhte sein Auge auf Ilse. Er blieb stehen, drehte sich um, im nächsten Augenblick nahm er neben Ilse Platz.

„Sie gestatten, meine Gnädige,“ sagte der Fremde mit einem zärtlichen Blick auf Ilses gesenktes Haupt.

„Bitte sehr,“ sagte diese einfach, doch mit abgewandtem Gesicht. Am liebsten wäre sie aufgesprungen, das sähe jedoch aus, als fürchte sie sich, zudem hatte hier jedermann das Recht, sich niederzulassen.

Ilse war die Situation sehr unbehaglich. Nur einige Minuten wartete sie ab, um sich dann sogleich zu entfernen.

„Nun, mein Fräulein, darf ich Sie für heute abend ins Theater einladen? Sie müssen nicht so ernst dreinschauen. Sie werden sehen, daß es mir gelingt, Sie fröhlich zu stimmen. Das Leben ist herrlich, man muß es nur zu nehmen verstehen. Sie sind geschaffen, glücklich und lustig zu sein.“

Er war näher gerückt und wollte eben nach Ilses Hand fassen, als sich diese mit einem Satz erhob und verächtlich sagte: „Unverschämter!“ Dann eilte sie wie gejagt den Weg hinunter und beinahe einem Herrn in die Arme.

„Das nenne ich eine Ueberraschung, Fräulein Tegeheim, Sie sind hier?“

Ilse blieb fassungslos stehen. Das Blut wich ihr zum Herzen. Ein Schwindel drohte sie zu erfassen, denn Hans Förstner war es, der nun groß und schlank vor ihr stand.

Bleich bis in die Lippen war Ilses Antlitz geworden. Auch Förstner erblaßte. Rasch faßte er Ilses Arm, da er nicht anders dachte, als daß sie im nächsten Moment ohnmächtig zu Boden sinken würde.

„Ilse, Fräulein Ilse, was ist Ihnen? Hab' ich Sie so sehr erschreckt?“ sagte er weich.

Ilse murmelte Unverständliches. Dann kam ihr die Fassung wieder. Ihr erster Gedanke war, daß man sie hier bitter getränkt und beleidigt hatte. Förstners Anwesenheit berührte sie jetzt angenehm, was sonst wohl weniger der Fall gewesen wäre.

„Herr Assessor, ich kann es nicht aussprechen, mußte fliehen, ein Fremder — o, es ist unerhört. Ich nicht, daß man sich hier nicht allein herauswagen“

Hans erriet, was Ilse nur halb andeutete. Ein tiger Zorn erwachte in ihm. Wie konnte ein Mann einer Ilse Tegeheim nicht die volle Achtung und Erbietung zu bezeugen, die man jeder Dame schuldet. Es gab aber ganz unverschämte Patrone, die in jedem nur ein jagdbares Wild witterten. Mit ein paar beglückenden Worten tröstete Förstner das junge Mädchen im tiefsten Herzen unsagbar glücklich, hier gleichsam Retter, als Beschützer erschienen zu sein.

Wie sie nun neben ihm ging in rührender Güte, erschien sie ihm doppelt reizvoll und begehrensvoll, aber ist verlobt. Seine Braut weilte noch in Ostende, er seit einigen Tagen verlassen, da ihn sein Beruf als er gedacht, nach Berlin zurückrief.

Diese Tatsache machte Hans wieder kaltblütig, weiche, zärtliche Regung beim unerwarteten Ausblick verslog.

Ilse wurde die Situation, in der sie sich befand, peinlich, sie wünschte sich meilenweit entfernt.

Hastig, den Blick beharrlich abgewandt, sagte sie: „Ich danke Ihnen, Herr Assessor, für Ihre Liebenswürdigkeit. Ich finde nun allein in das Atelier meiner Schwester.“

Sie reichte Förstner die Hand. Ruhig lächelnd schaute sie zu ihm auf. Nichts verriet ihm ihre tiefe inneren Regung, die durch das Zusammentreffen mit dem geliebten Manne verursacht wurde.

Etwas enttäuscht blickte Förstner auf die junge Ilse. Ihre Ruhe und Gleichgültigkeit frappierten ihn, wenn bedachte, daß Ilse feinetwegen erkrankt, daß er sie bitter enttäuschte. Jedenfalls hatte Ilse die kleine Zeit in Freiburg vergessen. Vielleicht ist bereits ein anderer Mann in ihren Gesichtskreis getreten, welcher ihr Ilses Herz verdrängte. Was wollte er auch? Er, der sie verschmäht, war der Verlobte einer anderen geworden.

„Wie Sie befehlen, gnädiges Fräulein,“ erwiderte Förstner, geleitete Ilse bis zum Ausgange des Tiergartens und verabschiedete sich höflich von dem jungen Mädchen. Keines sprach ein Wort, daß man sich wiedersehen sollte.

Ilse trat rasch den Rückweg an, während Hans im Moment stehen blieb und dann wie gejagt seinen Weg über den großen Stern fortsetzte. War es möglich, daß zwei Fremde schied man voneinander, nachdem er täglicher Gast im Hause des Amtrats in Freiburg gewesen. Es mußte sein!

Ilse hatte den richtigen Ton angeschlagen, der für die jetzigen Verhältnisse nötig war.

Als Ilse allein, überkam sie eine müde Resignation. Ein Heimweh nach dem verstorbenen Vater, nach der trauten Heimat erwachte in dem jungen Mädchen. Sie möchte nichts sehen und hören, ihr war alles so gleichgültig. Lydias Streben und Arbeitseifer war ihr plötzlich so häßlich. Ganz erschöpft vom raschen Laufen und dem Erlebten langte Ilse bei der Schwester an.

„Wie du ausschaut, Ilse,“ sagte Lydia, als diese das Atelier betrat. „Trink ein Täschchen Tee, das dich wieder aufzuwecken wird.“

„Das bin ich auch. Ach, Lydia, es ist nicht schön, allein auszugehen. Ich sehne mich nach Hause.“

„Aber, Ilse, Berlin, das schöne, große Berlin, schmähtst du! Ich dachte, daß du dich hier freier und wohlfühlen würdest. Hier kann jede Dame allein ausgehen, sie ist selbständig und muß nicht stets eine Dame auf der Begleitung zur Seite haben.“

Ilse trank schweigend ihren Tee. Das Mariandel bereits gegangen, somit konnte Ilse von ihrer Begegnung mit Förstner reden, auch die unliebsame Erfahrung mit dem Fremden brachte sie zur Sprache.

Lydia war sehr empört, nahm sich aber nicht mehr allein zu lassen.

Forschend blickte sie in der Schwester Antlitz.

„Ise war ein reizendes Mädchen von neunzehn Jahren, und lieblich wie der junge Morgen; daß ein Mann noch solche Dreistigkeit besitzen konnte und einer Ise gegenheim nahekommen, dies begriff Lydia nicht. Es mußte schon ein ganz dreister Mensch gewesen sein, der dies wagte. Was Hans Förstner anbelangte, so dachte Lydia, es ist es gut gewesen sei, daß ihn Ise wiedergesehen, sie würde ihn fortan leichter verschmerzen, da sie ja sah, daß er nicht nur sein Spiel mit ihr getrieben. Hans war für sie verloren, was nützte es, einem Phantom nachzutruern. „Wir wollen die Mutter abholen,“ sagte Ise und wand auf.“

Lydia stimmte zu. „Die Sache mit Förstner mußt nicht schwer nehmen,“ sagte Lydia, als die Schwestern dem Hause traten. „Bedenke, er hat dich nie wirklich geliebt, was trauerst und grämst du dich um einen Unwürdigen.“

„Lydia, o sprich nicht so. Unwürdig ist Hans nicht. Ich weiß es, was ihn bewogen haben mag, so zu handeln. Vielleicht kann er kein armes Mädchen heiraten. Du siehst selbst, wie schwer das Leben, der Existenzkampf ist.“ „Du verteidigst Förstner noch,“ rief Lydia. „Sicher würde er sich sehr geschmeichelt fühlen, daß du ihm nur höhere und edle Motive unterschiebst. Deinem guten Herzen ist es alle Ehre, du selbst aber hast darunter gelitten. Lassen wir nun die Vergangenheit ruhen und hoffen auf eine schöne Zukunft.“

„Der Vater gehört nun auch der Vergangenheit an,“ sagte Ise leise.

„Nein, Ise, so mußt du nicht reden. Er lebt in unserer Erinnerung, für uns ist der liebe Vater nicht gestorben.“

Langsam gingen sie der Hardenbergstraße zu, wo sich die Amtsrätin bei einer früheren Freundin befand.

Lydia erzählte der Schwester, daß am Nachmittag Schreiben des jungen Herrn Gersten eingegangen sei, welchem einige reizende Malvorlagen beigelegt waren.

„Ich habe sie selbst für Sie ausgesucht, gnädiges Schicksal,“ schrieb dieser, „und hoffe Ihren Geschmack erlangen zu haben. Vielleicht darf ich, wenn ich wieder nach Berlin komme, die Frühlingslandschaft in Ihrem Atelier bewundern.“

„Wie aufmerksam,“ rief Ise. „Deine Freundin hat recht tüchtige Verwandte. Schade, daß Margot nach Hause zurück ist, ich hab' sie gern gehabt.“

„Sie muß ihre Aussteuer beschaffen.“

„Dies ist nicht nötig. Ihr Onkel soll ja für alles Sorge tragen,“ entschied Ise. „Wer es so gut haben kann.“ —

Trotz aller guten Vorsätze und aller Beherrschung legte Ise an diesem Abend mit wehem Herzen zu Bett.

Als Lydia einmal erwachte, glaubte sie Ise fassungslos zu hören. Sie lauschte angestrengt; richtig, es war keine Täuschung.

„Wie töricht,“ dachte Lydia. Sie hat es anders gemacht, hatte den früheren Verehrer, als er ein zweitesmal erschienen, abgewiesen, da sie seinem Wankelmuth kein festes Vertrauen entgegenbringen konnte. Und Ise weinte um den Verlorenen einer anderen.

(Fortsetzung folgt.)



Entronnen.

Von C. Rey.

(Nachdruck verboten.)

„Wißt ihr, was es heißt, bei zwanzig Grad Reaumur Posten stehen? Nun, ich gestehe offen, ein Vergnügen ist es nicht. Meine letzte Ablösung war fast vorbei und in Gedanken kroch ich schon in die warme Decke, als ein eigenartiger Ton mich aufhorchen machte. Nicht weit von mir stand der Unteroffizier Friedrichs. Er muß dies immer Singen auch gehört haben, er hebt den Kopf, und wie auf Befehl springen wir beide gebückt vor.“

„Was war das?“

„Schleichpatrouille?“

„Kann anzunehmen, es ist doch ein wenig weit über“

dies verdamnte Moor herüber, aber immerhin...“ Wir lauschen — alles ist still.

„Das Eis wird getracht haben, und wenn es bei dem Frost springt, gibt's solche feinen Töne,“ meinte Friedrichs.

Ich schüttelte den Kopf. Es konnte auch einen anderen Grund haben, doch sprach ich noch nicht davon, nahm mir aber vor, der Sache energisch zu Leibe zu rücken.

Gerade als ich abgelöst wurde, erschien Hauptmann von Gohler und revidierte. Als wir unsere vorschrittmäßigen Meldungen getan hatten, stand ich stramm und ...

„Verzeihung, Herr Hauptmann, ich möchte Patrouille gehen, der Ton kann ohne Grund gekommen sein, er kann aber auch einen sehr ärgerlichen Grund haben.“

„Der wäre?“ fragte mein Kompaniechef etwas ungeduldig.

„Daß die Russen weiter nordwärts über das Eis kommen, es hält selbst Geschütze jetzt und es fehlen diese Nacht achtzehn Leuchtsignale gegen die drei letzten Nächte.“

„Klein, glauben Sie das wirklich?“

„Jawohl, Herr Hauptmann.“

„Nun gut, kommen Sie mit, ich will Ihnen noch genaue Weisungen über die Stellung drüben geben.“ —

Eine halbe Stunde später hatte ich meine erprobten Stahlschuhe an und glitt über die festgefrorenen Sümpfe fort, die uns ein halbes Jahr lang so scheußlich aufgehalten und geärgert hatten.

Wenn aber jemand glaubt, daß es nur eine glatte, schöne Bahn wie im Eispalast in Berlin war, ja, der irt sich gewaltig. Schnee war mir nicht im Weg, denn seit das Moor gefroren war, hatte es nicht geschneit, aber der Wind hatte Aeste und Blätter darüber gestreut und die waren festgefroren. Jeder Schlittschuhläufer weiß, wie lästig solche Hindernisse sein können.

Wie oft war ich im Herbst auf Patrouille gegangen und das kam mir recht zustatten. Ich kannte die Kinnfale, die das Moor durchqueren, ich hatte Pfade gefunden, die wohl für Truppentransporte nicht geeignet waren, aber mir manchen Vorteil gebracht hatten.

Die Wasserläufe hauptsächlich benutzend, kam ich rasch weiter und mochte wohl schon eine Stunde gelaufen sein, als ich wieder den singenden Ton, aber viel stärker, vernahm.

Wer, wie ich, nachts auf den großen Seen Ostpreußens Meile auf Meile über glitzernde Eisflächen geflogen ist, der weiß, wie ungeheuer lange ein Ton über das Eis gleitet und wie schwer sich danach Entfernungen schätzen lassen. Nach meiner Schätzung mußte, falls meine Vermutung sich bestätigte und der Feind den Uebergang versuchte, sein Weg noch gut eine Stunde von mir entfernt sein. Ich griff darum weiter aus, und da sich ein scharfer Ostwind aufgemacht hatte, benutzte ich die Sumpfsweiden als Deckung, hinter denen ich gerade hervor wollte, als ich durch die dünnen Ruten einen Schatten, in weiter Ferne gegen den matten Nachthimmel sich abhebend, vorbeihuschen sehe.

Sofort angehalten und niedergelegt. Mein Fernrohr trägt sehr weit und — weiß Gott, das ist Kavallerie und dort ein Geschütz — jetzt durchquert mein Sehfeld ein bedeutend größerer Schatten, der sich zu nähern scheint, einer, noch einer — verwünscht, eine Streipatrouille, und den Bewegungen nach wie ich auf Schlittschuhen.

Ehe ich noch Zeit gewinne aufzuspringen, sehe ich, daß auch Reiter nach verschiedenen Richtungen ausschwärmen. Gebückt fliege ich hinter den Weiden entlang, nein, ich bin nicht entdeckt, kein Schuß, nur das leise Trappen der Pferdehufe, leiser werdend, also sich entfernend.

Ich atme auf und spähe vorwärts. Jetzt gilt es, in größter Eile diese Meldung zu bringen, die Kameraden vor Ueberrumpfung zu schützen.

Wohl zehn Minuten fliege ich mit großer Geschwindigkeit über das Eis, ich spüre keine Hemmnisse mehr, nur hin, nur melden. Dreiviertel Stunden muß ich noch rechnen, überlege ich gerade ...

Da krachen Schüsse hinter mir, Kugeln klappern über das Eis, zwar schießen die dort hinten noch zu kurz —

ich muß wissen, wer es ist — ich drehe mich um, ach Gott, eine Reiterpatrouille — sie haben mich bemerkt und schießen mit ihren Karabinern nach mir. Entgehen kann ich denen nicht, nicht mit der größten Eile — was nur tun? Mein Hirn arbeitet fieberhaft, während ich durch äußerste Schnelligkeit die Entfernung zwischen meinen Verfolgern und mir einstweilen noch immer halten kann.

Ein rettender Gedanke!

Der warme Sprudel, um den ich vorher in großem Bogen herumgelaufen bin, wenn der mich nicht rettet, kann ich meine Meldung nicht machen . . .

Ich biege nach rechts ab von der Richtung. Wenn ich es mit Leuten zu tun habe, die jeden Fußbreit hier kennen, dann hilft mir mein Manöver nichts — nein, ausstemmen tun sich die sechs Reiter nicht, sie folgen mir.

Und jetzt beginnt eine Jagd, an die ich noch in mancher Winternacht denken werde. Immer näher kommt jene hohe Weide mit den verkrüppelten Aesten, die mir stets das Wahrzeichen war, daß ich der warmen Quelle nahe bin; der erste fahle Morgenschein zuckt über die tote Fläche, die hier schon matt sich abzeichnende Risse hat, an denen ich die Stärke des Eises im Vorbeiräsen erkennen kann. Ein wimmernder, verhallender Laut, das Eis spürt schon meine Last, mit Anspannung der äußersten Kräfte weiter. — Meine Verfolger haben das Schießen aufgegeben, sie treiben ihre Pferde durch zischende Laute an, die armen Tiere ahnen wohl die Gefahr, in die die stumpferen Menschen ohne Besinnen hineinlaufen. So nahe es mir, dem einzelnen Menschen, möglich ist, gleite ich an den Eisrändern vorbei, die das dunkle, ungefrorene Wasser einfassen; wie Riesen Hände nach einem Ball greifend, fauchend

und seufzend, zitternd und aufbrüllend wehren erfrorenen Wasser gegen die Ruhestörer — ich atme das Eis ist fest, ich habe die Gefahr hinter mir und mich um — ein Krachen, ein Aufschrei aus sechs schrilles, todeschauriges Wiehern der einbrechenden

ich habe keine Verfolger mehr — das Entsetzen, das Grauen fliegt mir über heller werdende Fläche unheimlich das Springen des nachtönen läßt.

Ich wende mich nicht mehr Augen starr geradeaus, willens ich weiter.

Da bricht durch den Föhn der fahle Strahl der Winter Sonne die nächtlichen Schauer bleiben noch wenige Minuten, jetzt — steht der Posten — nein, Haupt von Gopler ist's selbst, den Feld am Auge, er kommt mir entgegen „Mensch, wie sehen Sie was ist los?“

„Die Russen, Herr Haupt dort,“ ich zeige in der Richtung „bei dem sechsundzwanzigsten mit Feldgeschützen.“

Weiter war ich nicht gekommen ich sah nur noch den Haupt zum Telephon rennen, ich sah Eis, ich sah die Russen ins einbrechen, die Sonne war fort alles dunkel . . .

Als ich die Augen aufhebt beugt sich Unteroffizier Friedrichs über mich, mit tüchtigen Schluck aus der Feldflasche zwischen die einander klappernden Zähne gießend.

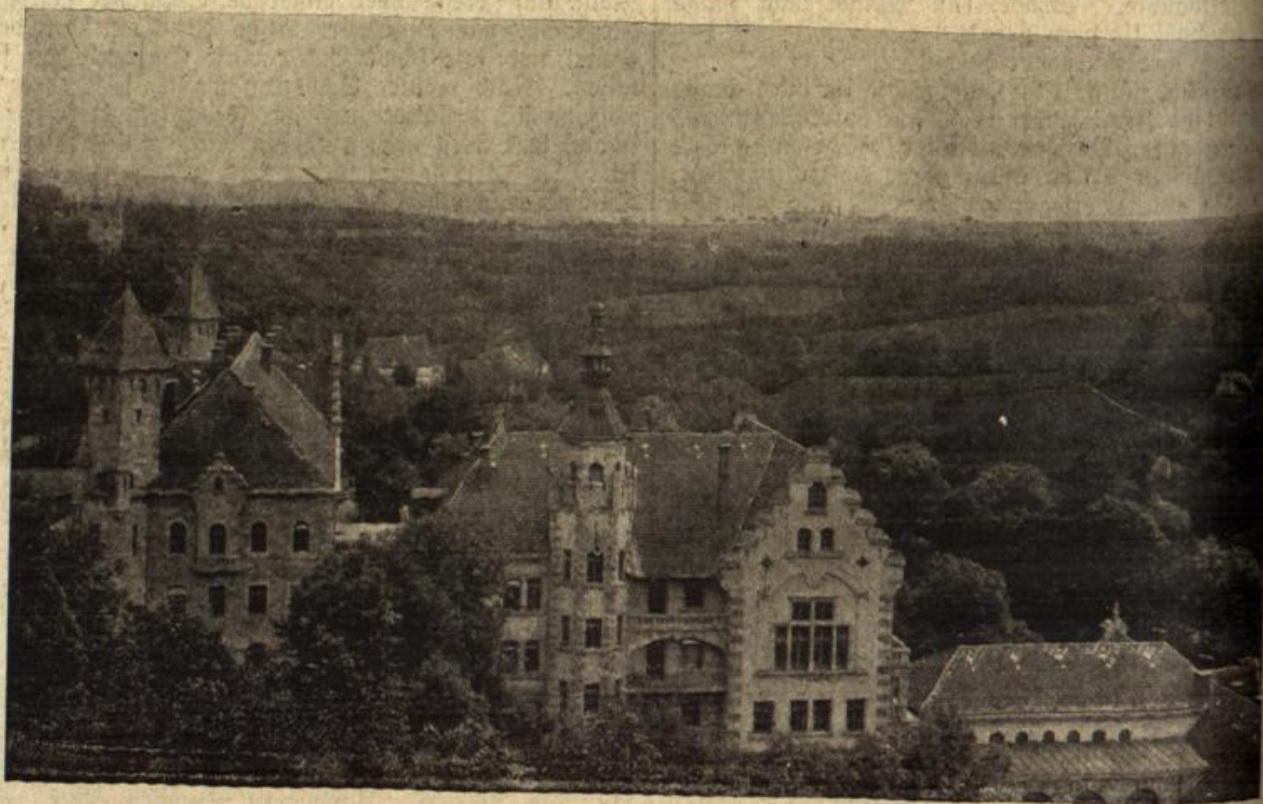
Dann habe ich mich rasch erholt.

Wir haben den Russen einen warmen Empfang reitet. Ich konnte die Stelle fast genau angeben, wo sie gesehen hatte, unsere Artillerie funkte kräftig dazu. Das Moor hat Mann und Maus aufgenommen,



Oberleutnant zur See der Reserve
Karl Christiansen.

Er war der Führer des Dampfers, der, beladen mit wertvollem Kriegsmaterial aller Art, im Februar 1916 aus einem dänischen Hafen auslief und wenige Monate später nach tönner Wismar fuhr mit Durchbrechung der Kette der englischen Bewachungsschiffe die Manfaucht in Deutsch Ostafrika erreichte und die deutsche Schutztruppe dort mit Kriegsmaterial versah.



Bad Wildbad bei Rothenburg o. Tauber

wurde von Hofrat Friedrich von Gessing, dem Besitzer der Ortopädischen Heilanstalt Göggingen bei Augsburg, schenungsweise der Genossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger als Erholungsheim überwiesen.

ans Land, keiner ist zurückgekommen. Das Eis hat | furjus zugelassen und habe mir in jener Nacht, als ich so
darüber dann wieder geschlossen, der anhaltende Frost | glücklich entronnen war, die Unteroffizierslizen erworben.



Von der Deutschen Kriegsmarine: Auf der Kommandobrücke eines Torpedoboots-Zerstörers.

... dafür. Aber so oft wir auch nachts fort waren, bis
... haben die Russen hier ihre Schlupfwinkel nicht ver-
... Ich selber gehe heute hier fort, ich bin zum Offiziers-

Komme ich wieder, dann wieder frisch drauf, ordentlich
Heimweh habe ich schon heute nach dem klingenden Eis
des B . . . er Moores."

Allerlei von der Kartoffel.

Von Ernst Edgar Reimersdes.

(Nachdruck verboten.)

3 war hat die Kartoffel in gewissen Kreisen auch in Friedenszeiten immer schon eine wichtige Rolle gespielt; der großen Bedeutung dieser bescheidenen Erdfrucht aber sind wir uns erst während des Weltkrieges voll und ganz bewußt geworden, namentlich seitdem wir ihre Knappheit auf dem Lebensmittelmarkt unangenehm verspüren. Ueber wenige Fragen ist während des Krieges so viel und heftig debattiert worden, wie über die Kartoffelfrage mit ihrem Drum und Dran, und auch in Zukunft wird dies Thema noch zahlreiche Federn und Druckerpressen in Bewegung setzen und mancherlei an- und aufregende Debatten veranlassen.

Ueberall hat der Fleischmangel einen stärkeren Verbrauch an Kartoffeln zur Folge gehabt, auch in Gegenden, namentlich in Süddeutschland, wo die nützliche Knollenfrucht früher in geringem Ansehen gestanden hat und in den besseren Kreisen wenig oder gar nicht gegessen wurde.

Infolge der Bedeutung der Kartoffel als Kriegsnahrungsmittel und der erhöhten Sorgfalt, welche man auf ihren sachgemäßen Anbau verwendet, ist auch das Interesse für die Geschichte dieser wichtigen Kulturpflanze größer geworden. Man findet bei uns noch ziemlich häufig die Ansicht vertreten, die Kartoffel werde schon seit mehreren Jahrhunderten in Deutschland allgemein angebaut, in Wirklichkeit aber sind seit ihrer völligen Einbürgerung noch nicht viel mehr als hundert Jahre vergangen.

Die Heimat der Pflanze, die für uns eine so große volkswirtschaftliche Bedeutung erlangt hat, ist Südamerika; in den Anden des tropischen Peru, im subtropischen Chile, sowie in den Gebirgstälern Neumexikos war sie schon in ältester Zeit den Eingeborenen als Nahrungsmittel bekannt. Die ursprünglich wildwachsende Pflanze, die heute noch im westlichen Südamerika an steilen, felsigen Abhängen, am häufigsten in der Nähe der Seeküste, vorkommt, hat nur kleine, wässrige, unschmackhafte Knollen. Die Blüten sind im Gegensatz zu denen der kultivierten Pflanze weiß und wohlriechend. Aus den Gebirgen Chiles wurde die Kultur der Kartoffel wahrscheinlich in die Anden verpflanzt, und indem sie gegen Norden fortschritt, breitete sie sich in Peru, Quito (Ecuador) und auf dem Plateau von Neugranada aus. Wie Alexander von Humboldt festgestellt hat, nahm sie genau denselben Weg, welchen die Inkas auf ihren Eroberungszügen verfolgten. Lange vor der Entdeckung Amerikas wurde die Pflanze von Chile bis Neugranada kultiviert; in Mexiko ist sie erst nach dessen Eroberung durch Ferdinand Cortez (1519—1521) eingeführt worden.

Nach Europa gelangte die Kartoffel, in Amerika Papas genannt, nach der Eroberung Perus durch die Spanier, die sie um die Mitte des 16. Jahrhunderts nach den Niederlanden, nach Italien und Burgund brachten. Ihr Anbau wurde jedoch nur kurze Zeit betrieben und bald wieder aufgegeben.

Der Sklavenhändler Sir John Hawkins hat 1565 zuerst die Pflanze beschrieben, deren Knollen er in Santa Fé de Bogota sammelte und seiner Schiffsmannschaft zu essen gab. Daß Sir Francis Drake, ein Verwandter John Hawkins, die Kartoffel zuerst nach Europa gebracht haben soll, beruht auf einem Irrtum. Das Verdienst Drakes besteht in seinen Bemühungen um die Verbreitung der Frucht. 1584 brachte der berühmte englische Seemann Sir Walter Raleigh, der sich auch um die Verbreitung des Tabaks in Europa verdient gemacht hat und den sein undankbarer König am 29. Oktober 1618 hinrichten ließ, die Kartoffel aus der von ihm begründeten Kolonie Virginia nach England. Eine Zeitlang wurde ihr Anbau in Irland betrieben, er geriet aber schnell wieder in Vergessenheit. Noch zweimal soll Raleigh die Einbürgerung der Kartoffel in seiner Heimat versucht haben, beim letztenmal mit besserem Erfolg. Ihre Verbreitung aber machte

sehr langsame Fortschritte. Seit etwa 1610 kam sie in Irland, wo sie heute ein Hauptnahrungsmittel in größerem Umfang an; seit 1684 in Lancashire. Ende des 16. Jahrhunderts machte der päpstliche sandte am holländischen Hofe den ersten Versuch mit Anbau in den Niederlanden. Dieser kamte die von seinem Aufenthalt in Italien her, wohin sie Hieronymus Cardanus gelangt war.

In Belgien hatte man bereits 1590 erfolgreiche bauversuche gemacht. Der berühmte Baseler Kaspar Bauhin lieferte 1590 eine Beschreibung der tassel und ihres Nutzens. In größeren Mengen dieselbe wahrscheinlich zuerst in Italien gebaut; Lothringen und Lyonnais. Im dritten Jahrzehnt 17. Jahrhunderts war die Pflanze in Italien und bereits bekannt, man nannte sie Tartusoli, woraus der deutsche Name entstanden ist.

1587 soll Karl Clusius (Charles de Cluse), der Hofbotaniker und Arzt in Wien, die ersten Kartoffeln für den dortigen Botanischen Garten erhalten, durch ihn gelangte die neue Frucht nach Paris, jedoch noch im Anfang des 17. Jahrhunderts als Gericht auf der königlichen Tafel erschien. Die Masse des Volkes aber wußte damals noch wenig gar nichts von ihr. Erst 1783 gelang es Parmentiers mühungen, daß die Kartoffel in Frankreich in Mengen angebaut wurde. 1726 führte Jonas die Pflanze in Schweden ein, 1746 Graham in Schottland.

In Deutschland tauchte sie wahrscheinlich um Regierung Kaiser Karls V. (1500—1558) zum auf, sie scheint jedoch sehr schnell wieder verschwunden sein. Erst um 1750 wurde sie in Gärten und um freiem Felde in größerem Umfang angebaut. In mahlm des Großen Kurfürsten, Luise Henriette bis 1667), Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich Dranien, ließ die ersten Kartoffeln in der Mark Brandenburg pflanzen. Die Wirkung der Frucht auf die Gesundheit hat der brandenburgische Hofarzt und des Berliner Lustgartens Johann Sigismund (1623—1688) in seinem „Diätetikon oder Tischbuch“ handelt. Zu jener Zeit war die Kartoffel in Europa neu und wenig bekannt, ihre Einführung vollzog sich sam und unter großen Schwierigkeiten. In Oesterreich blühte die Kartoffelkultur bereits um 1682, damals man es sogar schon verstanden haben, aus Branntwein herzustellen. In Hessen machte man die ersten Kulturversuche mit der Pflanze; in Württemberg führte sie 1710 der Nürnberger Kolonist Anton ein, der die Knollen aus England mitgebracht und Anbau in seiner Vaterstadt, sowie in Augsburg hatte. 1708 erhielt Mecklenburg die ersten Kartoffeln, 1730 Schlesien und Hannover, 1750 Pommern Thüringen. Nach einigen früheren, bald wieder gegebenen Versuchen wurde der Anbau der Kartoffel in Sachsen unter August dem Starken 1717 begonnen, sie der Generalleutnant von Miltau aus Preußen gebracht hatte und bereits einige Jahre später wurde man im Erzgebirge auf den Anbau große Sorgfalt wurden zu gleicher Zeit rote und weiße Kartoffel geführt, jedoch gab man den letzteren den Vorzug.

In Preußen fand die Kultur der nützlichen Frucht durch die Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich den Großen kräftige Unterstützung, hier erst seit 1738 in größerem Maßstabe angebaut. Der Einfluß auf die Verbreitung der Kartoffel haben die Jahre 1719 (in Sachsen), 1758, 1763, 1770—1771 geübt; damals entschloß man sich zu einem ausgedehnten Anbau, weil keine andere Frucht auf demselben Stand eine gleich große Menge Nahrungsmittel hervorbrachte. In Deutschland wurde die Kartoffel wohl am frühesten in Altbayern eingeführt (1791); in Böhmen betrug ihren Anbau erst seit 1820 in größerem Umfang.

Wenn die Kartoffel auch niemals die Ursache eines Krieges gewesen ist, so hat es doch einmal einen

„Krieg“ gegeben. So nannte man nämlich den Bayerschen Erbfolgekrieg (1778—1779), weil die Soldaten, statt miteinander zu kämpfen, sich hauptsächlich um die Kartoffeln stritten.

Seitdem in Deutschland die Regierung, manchmal unter Zuhilfenahme von Zwangsmaßnahmen, ihren Anbau gefördert hat, ist die Kartoffel bei uns allgemein zu Ehren gekommen, und zwar nicht nur als Nahrungsmittel für Menschen und Tiere, sondern auch als wichtige technische Pflanze. Ohne Frage ist die Einführung des Kartoffelbaues ein der bedeutungsvollsten Ereignisse in der Geschichte der Landwirtschaft gewesen; durch ihn wurde eine gänzliche Umwandlung im deutschen Ackerbaubetrieb hervorgebracht.

Als Kulturpflanze eignet sich die Kartoffel besonders die gemäßigten Zone; in den Tropen und Subtropen wächst sie nur in Höhenlagen, sie wird dort sogar bis zu 3000 Meter Meereshöhe (an den Ufern des Titicacasees) angebaut, in der Schweiz bis zu 1400 Meter Meereshöhe. In Europa gedeiht sie bis zum siebzigsten Grad nördlicher Breite, d. h. bis in der Nähe von Hammerfest, der nördlichsten Stadt der Erde.

Die Kartoffel, eine der wichtigsten Kulturpflanzen nördlicher Himmelsstriche, kommt in zahlreichen Abarten auf der Internationalen Kartoffelausstellung in Hamburg (1875) waren z. B. nicht weniger als 2644 verschiedene Sorten zu sehen: Speise-, Brennerei- und Zerkartoffeln. Jedes Jahr kommen neue, durch Kreuzung oder Selbstabänderung erzeugte Sorten in den Handel. Die Jahresproduktion in Europa und Amerika

beträgt weit über 100 Millionen Tonnen, wovon Deutschland und Rußland allein zusammen fast die Hälfte erzeugen.

Während Kaffee und Tabak sich trotz größter Hemmnisse außerordentlich schnell verbreitet haben, erwachsen der überaus nützlichen Kartoffel bei ganz entgegengesetzten Verhältnissen die größten Schwierigkeiten, gerade, wie wenn die menschliche Natur sich gegen ihre Einführung gestraubt hätte.



Kardinal Dr. Franz von Bettinger, Erzbischof von München-Freising, †.

Am 12. April verstarb infolge eines Schlaganfalles in seinem Palais in München Kardinal Dr. Franz von Bettinger, Erzbischof von München-Freising. Er war ein Mann von hoher Begabung, mit pädagogischer Beredsamkeit, fest und mild in seinem Wesen und in seiner Lebenshaltung von apostolischer Einfachheit. Er lebte und fühlte mit dem Volke, und ist wohl diesem Umstande sein klarer Blick für die Lage und die Not der arbeitenden Klassen zuzuschreiben. Der so plötzlich verstorbene Kirchenfürst war am 17. September 1850 als Sohn eines Schmiedes in Landstuhl i. Rheinspfalz geboren. Im Jahre 1873 zum Priester geweiht, war er zuerst in der Seelsorge der Diözese Speyer tätig, bis er im Jahre 1895 dort ins Domkapitel berufen wurde. Im Jahre 1909 nahm er auf Veranlassung des Prinzregenten Luitpold von Bayern als Nachfolger des Erzbischofs Dr. von Stein den Stuhl des Erzbischofs von München-Freising ein. Kurze Zeit vor Ausbruch des großen Weltkriegs im Jahre 1914 wurde er vom Papste zum Kardinal ernannt. Diese hohe Auszeichnung war als ein besonderes bedeutungsvolles Ereignis anzusehen, da Bayern seit dem Jahre 1869 nicht mehr im Kardinalskollegium vertreten war. Kardinal Dr. von Bettinger war auch Feldpropst der bayerischen Armee und hat als solcher vor nicht zu langer Zeit noch die bayerischen Truppen an der Front des westlichen Kriegsschauplatzes besucht.

Allerlei.

Rätselaede.

Zuchbild.

(Nachdruck verboten.)



Der Zeichner unseres Bildchens hat einen unglücklichen Tag gehabt, er hat geschwiegen, oder er war mit seinen Gedanken nicht bei der Arbeit, und hat eine Menge Fehler gemacht. Wieviel sind es und welche?

Pyramidenrätsel.

A
B C D E F
G H I J K L M
N O P Q R S T U

Die Buchstaben in der Pyramide sind derart umzustellen, daß die Zeilen ergeben: 1. Buchstabe; 2. japanischer Staatsmann; 3. japanische Geksorte; 4. Waffe der Regier in Zentralafrika; 5. feindliche Hauptstadt. Die beiden Seiten der Pyramide benennen dann die feindliche Hauptstadt und eine gute Eigenschaft.

Streichrätsel.

Speil, Sohle, Milch, Frontwechsel, Veil, Lech.

Die vorstehenden Wörtern sind je zwei aufeinanderfolgende Buchstaben zu entnehmen, welche zusammen ein Sprichwort ergeben.

Edi Trork

Bisttentarierätsel.

Durch Umstellung der Buchstaben des Namens ergibt sich der Beruf des Inhabers dieser Karte.
R. M.

Auflösungen der Aufgaben in der letzten Nummer.

Auflösung des Windradrätsels:

2	E					
				3		
3	K	O	W	N	O	
	L					
						4
	E			S		
8	A	N	I	H	O	7
						6

Auflösung des Leiterrätsels:

L					N
U	R	B	A	N	
F					A
T	O	T	E	M	
K					L
A	S	C	H	E	
M					M
P	U	R	I	M	
F					J

Auflösung des Gleichlangrätsels: Flügel.

Auflösung des Problems: „Der Reisekonkret“: Reisen bildet.

Auflösung der Staufgabe: Verlauf des Spieles:

A. Grün-Unter	B. Schell 10	C. Fichel-Unter	— 14
C. Fichel-As	A. Schell-Unter	B. Fichel 7	+ 13
A. Herz 8	B. Fichel 10	C. Herz-König	— 14
C. Fichel 8	A. Herz-Unter	B. Fichel 9	+ 2
A. Herz-Ober	B. Fichel-König	C. Herz 7	+ 7
A. Herz 10	B. Grün 8	C. Herz 9	+ 10
A. Herz-As	B. Schell 7	C. Fichel-Ober	+ 14
A. Grün-As	B. Schell 9	C. Grün 7	+ 11
A. Grün 10	B. Schell-Ober	C. Grün 9	+ 13
A. Grün-König	B. Schell-König	C. Grün-Ober	+ 11

Die Gegner haben 28 Augen.

Der Krieg 1914/17

Kriegs-Chronik.

(182. Fortsetzung.)

9. April: Durch unsere Flieger und Abwehrkanonen sind gestern 17 feindliche Flugzeuge und zwei Fesselballons abgeschossen worden. Rittmeister Frhr. v. Nächstofen blieb zum 38. und 39. Male Sieger im Luftkampf. Leutnant Schäfer brachte den zwölften Gegner zum Absturz.

Ostlicher Kriegsschauplatz. Bei Sagorje (nordöstlich von Baranowitzsch), bei Wielicz (südöstlich von Kowel) und bei Brzezany sind Vorstöße russischer Jagdabteilungen zurückgeschlagen worden. Nördlich von Joczani drangen nach kurzer Feuerbereitung unsere Stoßtruppen in die russische Stellung bei Jaurai ein, zerstörten die Gräben und lehrten mit 46 Gefangenen und zwei Maschinengewehren zurück.

10. April: Zwischen Kuba und Deutschland ist der Kriegszustand eingetreten. — Kaiser Wilhelm richtete an den Reichskanzler einen Erlaß, in dem gesagt wird: „Die Wehrmacht als wahres Volkshier zu erhalten, den sozialen Aufstieg des Volkes in allen seinen Schichten zu fördern, ist von Beginn meiner Regierung an mein Ziel gewesen. Be-

trachte, an irgendeiner Front, zur See, in der Luft, als Einzeler oder als Heer und Flotte eine Einheit geworden. Heute nach nur acht Monaten U-Bootkrieg kann ich sagen, daß unsere Rechnung richtig war. Denn den wir unter Würdigung aller Gefahren einschlugen, führt zum Keinen Augenblick unterschätzen wir die Gefahr und den Ernst der Lage. Aber der Eintritt Amerikas in den Kreis unserer Feinde hat alle unsere Hoffnungen, einsam in der Welt, klar und kalt. Wir haben alle Möglichkeiten erwogen, nach bestem Wissen und Gewissen die gewählte, die zum Frieden führen. Ich sagte zu Anfang des Krieges, daß die Nerven sind, die den Krieg entscheiden. Dies Wort gilt mehr denn je. Im Vertrauen auf die Nerven des deutschen Volkes stehe ich auf den Posten und sehe dem letzten entscheidenden Kampfe ohne Schwanken entgegen. Ich weiß, das deutsche Volk wird seinen Kaiser und

strebt, in festbewahrter Einheit zwischen Volk und Monarchie dem Wohle der Gesamtheit zu dienen, bin ich entschlossen, den Ausbau unseres inneren, politischen, wirtschaftlichen und sozialen Lebens, so wie es die Kriegslage gestattet, ins Werk zu setzen. Noch stehen Millionen Volksgenossen im Felde, noch muß der Austrag des Meinungsstreits hinter der Front, der bei einer eingreifenden Verfassungsänderung unvermeidlich ist, im höchsten vaterländischen Interesse verschoben werden, bis die Zeit der Heimkehr unserer Krieger gekommen ist und sie selbst am Fortschritte der neuen Zeit mitraten und toten können. Damit aber sofort beim glücklichen Ende des Krieges, das, wie ich zuversichtlich hoffe, nicht mehr fern ist, das Nötige und Zweckmäßige auch in dieser Beziehung geschehen kann, wünsche ich, daß die Vorbereitungen unverweilt abgeschlossen werden. Mir liegt die Umbildung des preussischen Landtags und die Befestigung unseres gesamten innerpolitischen Lebens von dieser Frage besonders am Herzen. Für die Aenderung des Wahlrechts zum Abgeordnetenhaus sind auf meine Weisung schon zu Beginn des Krieges Vorarbeiten gemacht worden. Ich beauftrage Sie nunmehr, mir bestimmte Vorschläge des Staatsministeriums vorzulegen, damit bei der Rückkehr unserer Krieger diese für die innere Gestaltung Preußens grundlegende Arbeit schnell im Wege der Gesetzgebung durchgeführt werde. — Nach den gewaltigen Leistungen des ganzen Volkes in diesem furchtbaren Kriege ist nach meiner Überzeugung für das Klassenwahlrecht in Preußen kein Raum mehr. Der Gesetzentwurf wird ferner die unmittelbare und geheime Wahl der Abgeordneten vorzusehen haben. Die Verdienste des Herrenhauses und seine bleibende Bedeutung für den Staat wird kein König von Preußen verkennen. Das Herrenhaus wird aber den gewaltigen Anforderungen der kommenden Zeit besser gerecht werden können, wenn es in weiterer und gleichmäßigerem Umfange als bisher aus den verschiedenen Kreisen und Berufen des Volkes führende, durch die Achtung ihrer Mitbürger ausgezeichnete Männer in seiner Mitte vereinigt. Ich handle nach den Ueberlieferungen großer Vorfahren, wenn ich bei Erneuerung wichtiger Teile unseres festgefügtten und starrerprobten Staatswesens meinem treuen, tapferen, tüchtigen und hochentwickelten Volk das Vertrauen entgegenbringe, das es verdient.“

11. April: Die deutschen Schiffe in Amerika werden beschlagnahmt. — Brasilien bricht die diplomatischen Beziehungen zu Deutschland ab. — Der österreichisch-ungarische Kriegsminister Freiherr v. Krobatin tritt zurück, an seine Stelle kommt Feldmarschallleutnant v. Ströger-Stein, bisher Kommandant einer Armee am Isonzo. — Die Schlacht bei Arras dauert fort. Die Engländer machen kleinere Fortschritte und melden 6000 Gefangene.

Feldmarschall v. Hindenburg gibt dem Vertreter eines spanischen Blattes eine Unterredung, in der er sagt, man soll nichts, was auch ge-



U-Boote.

**Von Woge zu Woge ein Raunen, ein Singen:
Gott läßt nicht verderben das deutsche Land!
Das deutsche Volk ist nie zu bezwingen,
weil heilig sein Schwert und treu seine Hand.**

**Ihr Unterseeboote, Beherrscher der Meere,
auf euch blickt die Heimat mit Stolz und Vertrauen;
Ihr kämpft für des Vaterlands Ruhm und Ehre,
seid feindlicher Schiffahrt Schrecken und Grauen.**

**Umklammert ist England mit eisernen Banden,
jetzt büßt es erzitternd für Frevel und Spott;
Ihr macht seine teuflischen Pläne zerschanden,
Ihr trefft es ins Herz. — Es lebt noch ein Gott!**

E. Große.



Führer nicht im Stiche lassen. — Die Schlacht bei Arras dauert fort. Die Engländer haben ihr Truppen noch gesteigert; wo unsere Geschütze standen, sind 1000, gleichwohl ist es nicht gelungen, die deutschen Linien so nahe zu bringen, daß sie ihren tatsächlichen Zielen sie beim ersten Ansturm erzielten, zum Durchbruch zu gelangen konnten. Auch die amerikanische Republik gegen Deutschland. — Argentinien und Bolivien brechen die Beziehungen ab.

Die provisorische Regierung gibt eine Erklärung bekannt, in der gesagt wird, daß das freie Rußland das Ziel, andere Völker zu herrschen, ihnen die Erde wegzunehmen und ein fremdes Gebiet zu machen es will vielmehr einen friedlichen Frieden auf dem Rechtes der Völker, ihr selbst zu bestimmen. Die Erklärung, die vom New York gezeichnet ist, nehmen, daß die imperiale Richtung des Völkern, die Friedenspartei zurückzuführen ist. Die Arbeiter in Rußland wollen Frieden.

13. April: Der Bischof Dr. v. Bettinger ist im Alter von 67 Jahren gestorben.

Auch der Münchener Röntgen Dr. v. Auerja, der erst seit kurzer München war, stirbt.

Die Kämpfe an der englischen Front zeigen fortwährend den gleichen Charakter. Auch auf der französischen Front zwischen Verdun und Meims hat sich das Artilleriefeuer gesteigert, und die Engländer machen Infanterieangriffe.

14. April: Auch die feindlichen Blätter heben hervor, daß die Engländer ihre Angriffe gegen einen an Zahl bedeutend überlegenen Feind unternahmen. Der Kommentator des französischen Kriegsministeriums zur Schlacht bei Arras kündigt einen Stillstand im französischen Vormarsch an. Man dürfe nicht annehmen, daß die englische Offensive mit der gleichen Schnelligkeit anhalte. — Die deutsche U-Bootflotte beträgt 435 Handelschiffe mit 861 000 Tonnage, 49 000 durch den Hilfskreuzer „Röbe“ vernichtet wurden. — Der Arbeiterrat fordert sofortige Aufnahme von Friedensunterhandlungen.

Am 14. April, mittags 12 Uhr, traf ein feindliches U-Bootgeschwader von zwölf Flugzeugen die offene Stadt Freilich an. Der Angriff wurde um 5 Uhr nachmittags von zwei deutschen U-Bootgeschwadern mit zusammen 23 Flugzeugen wiederholt. Dem U-Bootgeschwader fielen leider mehrere Menschenleben zum Opfer. Sieben drei Männer und ein Soldat wurden getötet, 17 Frauen, zwei Kinder und zwei Kinder wurden verletzt. Die feindlichen Flieger wurden als Angi, sziel neben dem neuen Stadttheater vor allem die der Kliniken und der Universität. Die Anatomie wurde beschädigt.